

gung der lutherischen und reformierten Gemeinde der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin“ (S. 147-164). Erfreulicherweise wird hier auch das entsprechende Statut im Wortlaut wiedergegeben. Der Beitrag von *Andreas Metzling* „Gemeindeunionen in der rheinischen Kirchenprovinz“ (S. 165-183) schließt sich gut an. Er führt aus, wie der Unionsaufruf weitab von Berlin umgesetzt wurde. Die rheinischen Gebiete waren erst 1815 zu Preußen gekommen und aus ihrer Geschichte heraus „konfessionell ausgesprochen heterogen“.

Eine auf den ersten Blick etwas abgelegene Thematik behandelt *Christa Stache*: „Amtskreuze in der preußischen Landeskirche“ (S. 185-195), doch auch dieser Beitrag mit mehreren Abbildungen enthält manches kultur- und kirchengeschichtlich Wissenswertes, zum Beispiel über das Kreuz der preußischen Generalsuperintendenten, das bis heute unter anderem die westfälischen Präsidien tragen.

Besonders hingewiesen sei noch auf den Aufsatz von *Jürgen Kampmann* „Zur Leipziger Tagung der altpreußischen Bekenntnissynode im Jahr 1940“ (S. 203-219). Hier wird ein eher unbekanntes Kapitel der Geschichte der Bekennenden Kirche aufgeschlagen. Kampmann beschreibt das politische und kirchenpolitische Umfeld der Synode, geht dann auf die Vorbereitung und Durchführung der Synode ein und schildert die spannungsreichen Verhandlungen der Synode über die Euthanasiefrage. Hier kam es bedauerlicherweise zu keiner Einigung und Beschlussfassung; es blieb bei einem „Wort an die Gemeinden“, das am 3. Advent in den Gottesdiensten verlesen werden sollte und das zwar den „tiefen Verfall“ der Volkskirche durch die Preisgabe der biblischen und reformatorischen Grundlagen anprangerte und zum mutigen Zeugnis aufrief, aber auf die Euthanasie nicht einging. Erwartungen an die Synode, sich zu den „großen Themen“ zu äußern, wie sie etwa Paul Graf Yorck gehegt hatte, wurden damit enttäuscht. So muss das Fazit, das Kampmann zieht, unbefriedigend ausfallen.

Sammelbände mit unterschiedlichen Autoren enthalten meist sehr unterschiedliche Beiträge, die oft nur mühsam eine thematische Verbindung erkennen lassen. Das ist im vorliegenden Fall anders. Die Geschlossenheit ist nicht zu übersehen. Die Lektüre vermittelt einen überzeugenden Eindruck.

Martin Stiewe

Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Im Auftrag des Arbeitskreises für kirchengeschichtliche Forschung der EKL-Stiftung, hg. von Albrecht Beutel, Michael Häusler, Wilhelm Hüffmeier, Jürgen Kampmann, Eckhard Lessing und Rudolf Mau. Bd. 4: Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands, hg. von Jürgen Kampmann, edition chrismon, Frankfurt am Main 2011, 320 S., brosch.

Auf fünf Bände ist diese Darstellung des „Protestantismus in Preußen“ der vergangenen vier Jahrhunderte angelegt. In ihnen sollen die kirchliche Wirklichkeit und das sich darin vollziehende Geschehen beschrieben werden anhand von repräsentativen biographischen Porträts bedeutender und prägender Persönlichkeiten des brandenburgisch-preußischen Protestantismus. Die ersten beiden Bände sowie der fünfte Band der Reihe erschienen 2009,

zehn Jahre nach dem Abschluss des dreibändigen Handbuchs „Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union“ mit dem dritten Band (1999), das die Geschichte der EKV bis 1992 darstellt, die in Bd. 1 (1992) mit den Anfängen der Union 1817 beginnt. Nun sollen zwar die Lebensbilder der fünf Bände „Protestantismus in Preußen“ die institutionengeschichtliche Darstellung des Handbuchs nicht ersetzen, sie sind aber doch eine hervorragende Ergänzung: Bd. 1, hg. von Albrecht Beutel: „Vom 17. Jahrhundert bis zum Unionsaufruf 1817“ füllt die im Handbuch offen gebliebene Stelle der *brandenburg-preußischen Kirchengeschichte* hinsichtlich der Anfänge des „Protestantismus in Preußen“. Bd. 2 setzt dann fort: „Vom Unionsaufruf 1817 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts“, hg. von Rudolf Mau (2009), und Bd. 5: „Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart“, hg. von Wilhelm Hüffmeier (2009). Der dringend erwartete Bd. 3 der Reihe – Herausgeber sind Michael Häusler und Jürgen Kampmann – wird Porträts „Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg“ enthalten und besonders für das Verständnis der in Bd. 4 dargestellten Protagonisten von Bedeutung sein, nicht nur sofern sie liberal, vermittlungstheologisch oder erwecklich vorgeprägt waren. Die erschienenen Bände beginnen jeweils mit einer Einleitung des Herausgebers, die die geschichtlichen, politischen, theologischen, rechtlichen und sozialen Zusammenhänge beschreibt. Sie bilden den Rahmen des Geschehens für die biographischen Skizzen. Den einzelnen Lebensbildern ist jeweils ein Porträt des Protagonisten vorangestellt. Die Bände sind mit einem Personenregister, Bildnachweis und einem Autorenverzeichnis ausgestattet.

Der biographische Zugang zu den verschiedenen Ebenen und Bereichen kirchlichen Handelns sowie zu den Entwicklungen und Geschehnissen in der jeweiligen kirchlichen „Welt“ erschließt und vertieft deren Wirklichkeit aus einer neuen Perspektive. Die Lektüre der „Porträts“ lässt sofort erkennen, wie erhellend und wichtig neben der sachbezogenen kirchlichen Ereignis- und Institutionengeschichte die Personengeschichte kirchlich engagierter und Verantwortung wahrnehmender Menschen ist. Die Perspektive verändert sich. Der Leser sieht, aus welchem familiären Umfeld die Protagonisten kommen, in welchen menschlichen Beziehungen oder beruflichen Netzwerken sie leben und wirken. Das menschliche Geschick (!) oder die Ungeschicklichkeit der Protagonisten und ihr Schicksal, ihr Glauben und Hoffen, ihr Verstehen oder Nichtverstehen (-wollen oder -können?) werden dem Leser unmittelbarer näher gebracht. Die in der individuellen Biographie, Begabung oder Mentalität der Protagonisten begründete Offenheit, Weitsicht und Menschlichkeit oder ihre Verslossenheit, Blindheit und Verblendung, im Verein mit einer ebenso unglaublichen mentalen und tatsächlichen Brutalität von im Umfeld handelnden Zeitgenossen können wohl doch engagierter skizziert werden, und dies mag zu einem Prozess der Teilnahme, der Einsicht oder der Ablehnung führen, möglicherweise auch zu einer gewissen Identifikation mit dargestellten Personen oder mit Vorgängen und inhaltlichen Entscheidungen. Geschichte geschieht eben „in, mit und unter“ Menschen, und damit bekommen die jeweiligen Ereignisse aus der Perspektive der handelnden oder erleidenden Menschen ihre ganz eigentümliche Lebendigkeit und Farbigkeit.

Im vorliegenden 4. Band „Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands“ mit insgesamt 13 Lebensbildern zeigt insbesondere das Beispiel der

Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus im sogenannten „Kirchenkampf“, das in allen Lebensbildern vorkommt, den je verschiedenen Zugang und Umgang in den Kämpfen und Zerreißproben in Sachen des rechten Glaubens, Bekennens und Handelns sowie der menschlichen Konflikte und Entfremdungen, aber auch, wie sich die Dinge immer wieder anders entwickeln und darstellen. Stets wirkt auch die Persönlichkeit des Verfassers in den Text hinein, denn der Verfasser gibt dem geschilderten Menschen und den ihn umgebenden Ereignissen seine – möglichst objektive – Sicht der Dinge mit. Zuweilen geschieht das mit durchaus erkennbarem innerem Engagement, was der Darstellung keineswegs schadet – ja, das macht gerade den Reiz der Lektüre dieses Buches aus. Zudem darf der Leser ganz gewiss sein, dass er von ausgewiesenen Kennern durch das jeweilige Leben und Geschehen geführt wird und dass sich „wissenschaftliche Seriosität mit allgemeinverständlicher Darstellung [...] verbinden“ (Jürgen Kampmann, S. 5).

Die Einleitung von Jürgen Kampmann bietet einen eindrücklichen „Abriss der Entwicklung der altpreußischen evangelischen Landeskirche zwischen 1918 und 1945“ (S. 9, Anm. 1), in acht Kapitel ausgesprochen leserfreundlich gegliedert. Schon die Überschriften vermitteln eine Ahnung von der Dramatik des hier darzustellenden komplexen und facettenreichen Geschehens mit seinen großen Herausforderungen an die Kirche: „Hineingestürzt in die Republik“ (Kap. 1) kennzeichnet den plötzlichen und schrillen Auftakt 1918 und lässt die Heftigkeit erahnen, mit der die Kirche um Neuorientierung kämpfen musste. „Innerlich zerrissen – die kirchenpolitischen Konfrontationen der Jahre des Nationalsozialismus“ (Kap. 7) und „Doppelt zerrieben – das Ergehen der altpreußischen Landeskirche 1944/1945“ (Kap. 8) lassen die sich zuspitzende Situation und die Lage des notwendigen völligen Neubeginns nach dem Zweiten Weltkrieg erahnen. Die Kirche musste schon 1918 gegenüber und zugleich in dem demokratischen Staat der Weimarer Republik ebenso wie dann später in der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Diktatur ein jeweils neues Selbstverständnis finden und weiterentwickeln. Aus umfassender Kenntnis beider Epochen der Geschichte des 20. Jahrhunderts führt Kampmann die Entwicklungen neuen kirchlichen Lebens vor Augen, wie sie sich in den Kämpfen um die Rechtsgestalt der Kirche und die neu entstehenden Kirchenverfassungen niederschlagen.

Die folgenden dreizehn Lebensbilder sind nach den Geburtsjahren der dargestellten Persönlichkeiten von 1856 bis 1906 geordnet. Sie bedürften eigentlich alle der einzelnen ausführlichen, sorgfältigen Darstellung und kritischen Beurteilung, was jedoch den Rahmen der Rezension sprengen würde. Wir stellen aber Themen und Verfasser vor und geben eine kurze inhaltliche Skizze.

Das erste Porträt von Wolfgang Schnabel gilt „Johannes Kuhlo (1856–1941). Preuße, Pfarrer, Posaunengeneral“. [Schnabel ist der Verfasser der Geschichte der evangelischen Posaunenchorbewegung Westfalens 1840–2000, Bielefeld 2003 (BWFKG 26) mit zwei großen Kapiteln über „Die Ära Eduard Kuhlos (1865–1890)“, S. 41–77, und über „Die Ära Johannes Kuhlos (1890–1925)“, S. 79–139.] Es ist eine schwierige Aufgabe, diese für die Entwicklung der kirchlichen Posaunenmusik so bedeutende Persönlichkeit darzustellen.

Denn Johannes Kuhlo stammte aus der minden-ravensbergischen Erweckungsbewegung und lebte auch selbst als Pfarrer tief in ihrer Frömmigkeit. Er war zugleich ein Anhänger der Christlich-Sozialen Partei Adolf Stoeckers, teilte dessen Antisemitismus, und er war Parteimitglied der NSDAP, verehrte Adolf Hitler als den starken Mann, der Deutschlands Ehre wieder herstellen würde. Wolfgang Schnabel hat diese Aufgabe so gelöst, dass er zuerst den preußischen erdverbundenen konservativen frommen Westfalen skizziert, dessen Herkunft eine wesentliche Quelle seiner politischen Einstellung zum Nationalsozialismus und zu Hitler war, die mit guten Zitaten belegt wird. Leider wird ein Aufsatz von Reinhard Neumann zur Sache ganz übergangen [vgl. JWKG 102 (2006), S. 367-404]. Erst danach wird Kuhlo als Theologe und „diakonischer Pfarrer“ und als der hochverdiente „Posaunen-general“ gewürdigt, der die Posaunenchorbewegung bis in die Gegenwart geprägt hat.

„Wilhelm Zoellner (1860–1937). Westfälischer Generalsuperintendent und Vorsitzender des Reichskirchenausschusses – Kirchenführer mit staatlicher Legitimation“. Thomas Martin Schneider beginnt seine Skizze mit der Feststellung, es sei „erstaunlich“, dass sehr unterschiedlich geprägte Theologen aus der lutherischen Erweckungsbewegung in Westfalen stammen wie Friedrich von Bodelschwingh der Jüngere, der DC-Reichsbischof Ludwig Müller, der BK-Präses Karl Koch und eben auch Wilhelm Zoellner, der allerdings der am stärksten lutherisch geprägte Theologe war. Schneider beschreibt den Weg des Theologen vom Gemeindepfarrer über das Amt des Vorstehers des Diakonissenhauses Kaiserswerth zum Generalsuperintendenten von Westfalen und seinen Einsatz für die Gründung von Frauenhilfen in Westfalen. Nach seiner Emeritierung 1931 engagiert sich Zoellner in einer „zweite[n] Karriere“ (S. 54) im Aufbau einer bischöflich strukturierten und am lutherischen Bekenntnis als maßgeblicher Norm orientierten Kirche. Schneider zeigt, dass Zoellner auch als Mitglied des Reichskirchenausschusses dieses Ziel verfolgte, wobei er „gemäßigte Vertreter“ der Deutschen Christen wie der Bekennenden Kirche hoffte einbeziehen zu können. Dabei hielt er an Schrift und Bekenntnis fest, „sprach [...] von der Kirche unter dem Kreuz“, aber auch von der Treue zu Volk und Führer (S. 60). Schneider kommt zu dem Schluss: „Zoellner war eine eigenartig ambivalente Persönlichkeit.“ Er habe sich „von der Befriedigungspolitik des nationalsozialistischen Unrechtsstaates vereinnahmen“ lassen (S. 62).

„Anna Charlotte Bertha Gräfin von der Schulenburg (1891–1940). Gestalterin evangelisch-sozialer Frauenbildung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts“. Jochen-Christoph Kaiser hat das Wirken der Gräfin aus Mangel an ausführlicherem biographischem Stoff in den spannenden Zusammenhang der Gründung erster evangelisch-sozialer Frauenbildung und entsprechender Schulen gestellt und bietet damit zugleich einen Blick in die Arbeit der Berliner Stadtmission und des Central-Ausschusses der Inneren Mission. Gräfin von der Schulenburg trat dafür ein, dass Frauen die Chance erhalten sollten, „an der Schnittstelle von Kirche und Gesellschaft einen erfüllten und selbstbestimmten Lebensberuf zu finden“ (S. 65). Frauen sollten fähig werden, ohne den Schutz der Diakonissenhaube, aber auch ohne die Last traditioneller Einengungen und Bindungen eigene Wege und Lösungen für soziale Problemlagen zu finden. Fast 25 Jahre lang leitete sie die Frauen-

schule der Inneren Mission, bis sie 1933 von den neuen Machthabern aus dem Amt gedrängt wurde. Die Nachfolgeeinrichtung „Evangelische Hochschule Berlin“ verleiht seit 2007 den „Gräfin-von-der-Schulenburg-Preis“ für die beste Abschlussarbeit an der Hochschule. – Es ist sehr verdienstvoll, dass das Lebensbild der für die Sozialarbeit von Frauen so hochmotivierten Gräfin in diesen Band aufgenommen worden ist.

Es folgen nun die Lebensbilder von fünf Männern, die alle in besonderer Verantwortung für Kirche oder Diakonie standen und daher auch in besonderer Weise während der nationalsozialistischen Diktatur in die Kämpfe um die evangelische Kirche in Preußen und seinen Provinzen eingebunden waren. Sie gehören – bis auf den weniger bekannten Johannes Hymmen (S. 149) – zu den bekannteren führenden, aber sehr unterschiedlichen und auch prägenden Persönlichkeiten der Kirche.

„Karl Koch (1876–1951), Präses und Parlamentarier“ (von Jürgen Kampmann) sieht Koch „in zwei Lebensphasen in führender Position“ mit „Erfolg“ die „Weichen“ (S. 83) kirchlichen Lebens stellen. Koch kommt aus der Gemeinde, ist Pfarrer und Superintendent im lutherisch geprägten Minden-Ravensberg, dann Präses der Westfälischen Provinzialsynode. Zugleich ist Koch vor 1933 in verschiedenen politischen Ämtern in Kaiserreich und Republik engagiert tätig. Seine klare – allerdings nicht dahlemitische – Position „in den kirchlichen Auseinandersetzungen der nationalsozialistischen Zeit“ (S. 90), besonders als Vorsitzender der Bekenntnissynoden im Land und im Reich, rundet das Bild ab. Die zweite Phase hat ihre bleibende Bedeutung darin, dass Koch 1945 die „Evangelische(n) Kirche von Westfalen“ aus dem Verband der EKdapU herauslöste (S. 100) und 1948 durch ein Kirchenleitungsgesetz das Amt des Synodalpräses, das geistliche Leitungsamt des Generalsuperintendenten und das juristische Leitungsamt des Konsistorialpräsidenten in dem einen Amt des Präses (der evangelischen Landeskirche von Westfalen) verband (vgl. S. 87).

„Friedrich von Bodelschwing der Jüngere (1877–1946). Vom Erben Bethels zum heimlichen Bischof“ (von Matthias Benad). Zwei Schwerpunkte bestimmen das Wirken von „Pastor Fritz“: die diakonische Arbeit der Anstalt Bethel und wiederum – wie bei Koch – die Konflikte zwischen nationalsozialistischem Staat und Kirche. Im Kampf um die Erhaltung der diakonischen Arbeit an den hilfebedürftigen Menschen und ihrer Einrichtungen sowie um Bekenntnis und Kirche will von Bodelschwing mit dem Staat im Gespräch bleiben in dem Bemühen „um tragfähige Absprachen mit staatlichen Stellen, um der Kirche und dem freien Protestantismus Wirkungsfelder im nationalsozialistischen Deutschland zu sichern“ (S. 120). Zwei Weltkriege mit heftigen Eingriffen in das Anstaltsleben, innere und äußere Konflikte, ja heftige Kämpfe insbesondere in der Auseinandersetzung um Fragen der Eugenik und Euthanasie („Rassenhygiene, Krankenmorde und Krieg“, S. 121) gehören zu den größten Herausforderungen, die es zu bestehen galt.

„Paul Humburg (1878–1945). ‚Durchhalten‘ – Seelsorger und Kämpfer für die Kirche“ (von Sigrid Lekebusch). Humburg stammt aus erwecklich und eher freikirchlich orientierten Kreisen und kommt aus der Jugendarbeit, aus dem CVJM und dem DCSV. Als „frommer Patriot“ und Verehrer Kaiser Wilhelms II. sah er in Hitler zunächst einen Retter in der deutschen Not nach Versailles, dem er einen Hymnus widmete und den er geradezu messianisch

verehrte. Lekebusch beschreibt sehr anregend den spannungsreichen Weg Humburgs aus der Jugendarbeit in das reformierte Pfarramt von Barmen-Gemarke, in die Mitarbeit der Bekennenden Kirche auf verschiedenen Ebenen bis in die Vorläufige Kirchenleitung als reformierter Vertreter und in das Amt des Präses der Rheinischen Bekenntnissynode. Er wandte sich nun gegen „den ‚fanatischen Glauben an den Führer‘ als ‚Abgötterei‘“ und zog sich so die öffentliche Schmähung als „Volksschädling“ zu, verbunden mit Verhaftungen und manchen Repressalien. Es war der Weg eines Dahlemiten, der allerdings bei guten Signalen von staatlicher Seite „Gründe (fand) für eine vermittelnde Sichtweise“ (S. 148). Sigrid Lekebusch sieht in ihm „ein Beispiel für die Ambivalenz des menschlichen Daseins“ (S. 147) und vermag diesen Eindruck gut zu vermitteln.

„Johannes Hymmen (1878–1951). Kirchenleitung im Zwielflicht“ (von Martin Stiewe). Hymmen, dessen Konfirmator und väterlicher Freund und Berater Wilhelm Zoellner war, ist heute ein eher weniger bekannter Mann der preußischen Kirche, obwohl er eine steile kirchenamtliche Karriere durchlaufen hat vom Gemeindepfarrer zum Direktor des Diasporaseminars für die Ausbildung von Pastoren für das deutschsprachige Ausland, zum Geschäftsführer der Inneren Mission Westfalen über das Konsistorium in Münster zum kurzzeitigen Westfälischen Generalsuperintendenten und zum Geistlichen Vizepräsidenten des EOK und Mitglied des Vertrauensrates der Deutschen Evangelischen Kirche. Der Leser wird hier auf eine geradezu abenteuerliche Reise von Position zu Position mitgenommen. Dabei lernt er manchen Protagonisten der deutschchristlichen Gegenseite der BK kennen. Er bekommt Einblick in die Tiefpunkte kirchlicher Äußerungen. Auch Hymmen selbst begegnet dem Leser in eindeutigen, trefflich ausgewählten Zitatén. Das umfangreich wiedergegebene, von Oskar Söhngen entworfene und von Otto Dibelius übersandte Abschiedsschreiben bei Hymmens Ausscheiden aus dem Dienst zeigt die Problematik, der Persönlichkeit dieses hochbegabten Kirchenmannes in einer persönlichen Würdigung gerecht zu werden. Sie findet in der abschließenden Betrachtung Stiewes zu dessen „persönlicher Haltung und kirchenpolitischem Handeln“ (S. 166) eine sensible und wahrhaft weise, lesenswerte Ergänzung.

„Otto Dibelius. Ein konservativer Reformator als Jahrhundertbischof der evangelischen Kirche“ (von Wolf-Dieter Hauschild †). „Dibelius war eine Ausnahmeerscheinung: ein vielseitig begabter Mann von starker Ausstrahlungskraft, konzentrierter Arbeitsweise, organisatorischem Talent, menschlicher Größe, wissenschaftlicher Bildung, geistlicher Führungsqualität und kirchenpolitischer Weitsicht.“ (S. 169) Das ist das einleitende Charakterbild eines Theologen und Kirchenmannes, der über mehr als sechs Jahrzehnte hin seine ganze Kraft dem Weg der Kirche gegeben hat – in verschiedenen politischen Systemen und in unterschiedlich verfassten Kirchentümern war er unbeirrt und unerschrocken Pastor und Bischof seiner Kirche der preußischen Union. Die Fülle seiner Tätigkeiten im vorliegenden Band auf 20 Seiten zu skizzieren, darf man getrost ein gelungenes Kabinettstück nennen. Viele Einzelthemen aus seiner Arbeit in dem von ihm geradezu beschworenen „Jahrhundert der Kirche“ werden von zwei dominanten Motiven zusammengehalten: Das sind „die religiöse Aktivierung des Protestantismus als

moderner Volkskirche“ in einem zunehmend religionslosen Staat und die Bestimmung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

Das folgende Porträt wendet sich einem neuen Thema zu: „Otto Bartning (1883–1959). Der Erneuerer des protestantischen Kirchenbaus“ (von Friedhelm Grundmann). Nach dem Ersten Weltkrieg kommt es zu einer ganz neuen Gestaltung in der Architektur des Kirchenbaus. Otto Bartning, ein welterfahrener, zu den Begründern der Bauhausarchitektur gehörender Architekt aus kulturprotestantischem Hintergrund, wagte in den 1920er Jahren neue Entwürfe von Kirchen, die Materialien, Raumgestaltung und liturgische Abläufe miteinander in genialer Weise in Verbindung brachten und damit neue Maßstäbe modernen Kirchenbaus setzten. Diese werden auch in Grundrissen dokumentiert (S. 199–203). Sie erregten seinerzeit wegen ihrer „expressionistischen Architektur Aufsehen“ (S. 199). Aufsehen erregten auch die sogenannten „Notkirchen“, reine Zweckbauten, die nach dem Zweiten Weltkrieg an vielen Orten errichtet wurden und zum Teil heute noch – wenn auch zuweilen verändert – stehen. Hier ging es zunächst nur darum, im Übergang Raum für die gottesdienstliche Versammlung zu schaffen. – Den Kirchenbau der Nachkriegszeiten zu thematisieren, ist umso wichtiger, als in unseren Jahren manchen Kirchengebäuden das Gegenteil geschieht: Sie werden umgewidmet oder gar abgerissen, wobei es oft Kirchen neuerer guter Architektur trifft; leider sind dazu kaum Anmerkungen mit weiterführender Literatur zu Kirchenbauten genannt. Der Autor hätte, um nur ein Beispiel zu nennen, etwa Bezug nehmen können auf Oliver Meys/Birgit Gropp, Kirchen im Wandel. Veränderte Nutzung von denkmalgeschützten Kirchen, hg. von der Landesinitiative StadtBauKultur und den Landesverbänden in NRW, Neuss o. J.

„Ludwig Müller (1883–1945). Reichsbischof ohne Kirche“ (von Martin Ohst). „Die Erinnerung verknüpft mit Ludwig Müller keine eigentlich geschichtliche Leistung.“ (S. 213) Er habe weder eine dauerhafte Institution noch einen weiterführenden Text hinterlassen, „kaum je selbständig eine Entscheidung gefällt“, er war „eher ein Durchgangspunkt“ ohne ein eigenes „theologisch[es] oder kirchenpolitisch[es] Programm. Darum war er flexibel.“ (S. 213) In der Weise, wie er sich medial zu inszenieren verstand, repräsentiere er karikaturenhaft überspitzt „einen spezifisch modernen Typus von Politik und Kirchenpolitik“ (ebd.). Dies sind nur einige wenige Sätze der herben Charakterisierungen des Mannes, den sich Hitler als obersten Repräsentanten der gleichgeschalteten Reichskirche gewählt hatte. Er stammte aus einem kleinbürgerlichen Elternhaus in Gütersloh, dessen erweckliche Religiosität sich bei ihm mit nationalkonservativen Elementen vermischt hatte. Unter solchen Bedingungen war der Weg in den Nationalsozialismus und das „Deutsche Christentum“ nicht weit. Ohst zeichnet die Spur von Machtgebaren und Schwäche, Überforderung und Versagen im Kampf um den Thron des Reichsbischofs einer Einheitskirche nach, von dem aus ein „positives Christentum“ mit dem „Glaube[n] an die Nation“, „an Volk und Vaterland“, „an die Volksgemeinschaft“ und „an die schicksalhafte Volksverbundenheit“ (S. 233) gelehrt werden sollte, wie er es selbst in einer gleichnamigen Schrift von 1939 vorstellte. – Es ist weise von Martin Ohst, am Ende seines Essays keine weitere zusammenfassende Charakterisierung gegeben zu haben, sondern Ludwig Müller in dessen eigenen Zitaten sprechen zu lassen.

Was bei Ludwig Müller an Deutlichkeit hinsichtlich seiner deutsch-christlich-nationalsozialistischen Religion klar zutage getreten ist, bleibt bei dem Lebensbild des folgenden Protagonisten eher im unentschiedenen Dunklen: „Heinrich Mohn (1885–1955). Ein Verleger zwischen religiöser Tradition und unternehmerischem Aufbruch“ (von Beate von Miquel). Dieser Essay gibt dem Leser einen differenzierten Einblick in die Verlagspolitik des Gütersloher Verlagshauses C. Bertelsmann, eines der größten evangelischen Verlage in Deutschland. Seit 1921 ist der gut evangelisch-lutherische Heinrich Mohn Geschäftsführer des Verlages, der den Kampf um das verlegerische Überleben gegen die wirtschaftlichen Tiefpunkte in den 1920er Jahren und gegen die politischen Tiefschläge in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft ausfocht, die ebenfalls zu schwerwiegenden wirtschaftlichen Problemen führten. Einerseits will Mohn sich der NS-Zensur nicht ständig und erneut aussetzen, andererseits stellt sich dem Verleger Mohn aber auch die Frage, wie er den christlichen Wurzeln und also dem evangelischen Geist seines Verlagshauses treu bleiben kann. Wie ist damit umzugehen, dass die Kinder Mohns dem Nationalsozialismus anhängen? Es kommt vor allem in jenen Jahren zu heftigen inneren und äußeren Kämpfen um Verlagsprogramm und Verlagspolitik. Gerade solche literarischen Produkte, die die braune Diktatur und Ideologie verherrlichten, brachten hohe Auflagen und insofern hohe Gewinne. Vom „Tecklenburger Bekenntnis“ über theologische Literatur von Verfassern, die der NS-Ideologie nahestanden, die Heftchenliteratur, Heimatromane, „Kriegs- und Erlebnisbücher“ zu der „Kleinen Feldpostreihe“ mit einer Auflage von über fünf Millionen Exemplaren. – Am Ende wurde der Verlag doch noch geschlossen! Wegen illegaler Papiergeschäfte. – Der Neubeginn nach dem Krieg zusammen mit Sohn Reinhard Mohn hatte dann seine eigenen besonderen Schwierigkeiten. Der theologische Teil des Verlages fiel an den jüngsten Sohn Gerd Mohn als neues „Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn“. – Es wird die dramatische Geschichte einer für die Kirche sehr bedeutenden Familie und ihres Verlages in spannender Weise und mit kenntnisreich dargebotenen Details aus dem Verlagsgeschehen berichtet, die eng verbunden ist mit dem persönlichen Geschick Heinrich Mohns und seiner Familie. Auch hier lohnt sich die aufmerksame Lektüre.

Am Ende des Buches stehen die Biographien von zwei Männern, die in ihrer Haltung im christlichen Glauben nicht wankend geworden sind und deshalb ihr Leben verloren haben. Sie sind in besonderer Weise „Bekenner unseres Glaubens“ (S. 287) gewesen.

„Friedrich Weißler (1891–1937). Bekenntnis und Recht“ (von Albrecht Geck). Sein Vater Adolf Weißler war Justizrat und Gründer des Deutschen Notarvereins. Als getaufter Sohn jüdischer Eltern, die dem Christentum nahestanden, „wuchs Friedrich in einer gleichsam kulturprotestantischen Atmosphäre auf“ (S. 266), wurde Jurist, promovierte, war Kriegsfreiwilliger, erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse – all dies zeigt seine deutschnationale Gesinnung. Nach dem Krieg machte er eine beachtliche Karriere als Jurist bis zum Landesgerichtsdirektor in Magdeburg 1932. Schon ein Jahr später geriet er in die Fänge der nationalsozialistischen „Judenverfolgung“. Er „wurde [...] aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 (nicht 1935, S. 272, Anm. 37) aus dem Dienst entfernt. Sehr besorgt

war Weißler über die Haltung der Kirche in der Judenfrage: „Für die Kirche ist es eine Existenzfrage, dass sie nicht schweigt“, schrieb Weißler an Hanns Lilje und zog einen Vergleich mit ihrem „früheren Versagen in der sozialen Frage“ (S. 275). Weißler schloss sich der Bekennenden Kirche an, wurde juristischer Berater für die 1. Vorläufige Kirchenleitung und Kanzleichef der 2. Vorläufigen Kirchenleitung bis Februar 1937. Von ihm stammen grundlegende Beiträge zur Frage des Verhältnisses von Recht und Bekenntnis. Er war wesentlich beteiligt an der „Denkschrift der 2. VKL der DEK an den Führer und Reichskanzler“ (28. Mai 1936) mit ihrer grundsätzlichen Kritik und Abweisung des nationalsozialistischen Totalitätsanspruches. Wegen des Verdachts der verbotenen Verbreitung religiöser Schriften wurde er am 7. Oktober 1936 verhaftet. Der Reichsbruderrat – und damit die Kirche, für die er sich mit aller Kraft eingesetzt hatte – ließ ihn fallen. Martin Niemöller: „Wir müssen sauber und klar handeln“! (S. 283).

Dass er jüdischer Abstammung war, wurde letztlich das Verhängnis dieses frommen, rechtlich denkenden evangelischen Christen. Unter grauenvoller Folter starb Weißler im KZ Sachsenhausen. – Hier konnten nur wenige Stationen eines Lebens zusammengefasst werden, das Albrecht Geck mit einer Fülle von Daten, biographischen Entwicklungen und – auch familiären – Ereignissen sowie mit sehr trefflichen Zitaten versehen dem Leser in einem ausgesprochen engagierten Text nahebringt. Er schließt ihn mit einer beachtenswerten „Würdigung“ (S. 287-289) dieses „Bekenners unseres Glaubens“ ab, der das „Martyrium nicht gesucht“ habe, ihm aber „auch nicht ausgewichen“ sei.

Am Ende des Buches steht ein Essay über einen der bekanntesten Theologen der ersten vier Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, der ebenso ein „Bekennender unseres Glaubens“ genannt werden kann: „Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) Theologe im Widerstand“ (von Christiane Tietz). Es ist eine hohe Kunst, das Leben, Denken und Handeln Bonhoeffers, mit dessen Biographie Eberhard Bethge mehr als 1.100 Seiten füllte, auf knapp 20 Seiten zu einem kleinen kunstvollen Lebensbild zusammenzufassen, das nun nicht noch einmal zusammengeschmolzen werden soll. Es wird deutlich: Dietrich Bonhoeffer war ein hochbegabtes „Ausnahmetalent“, das aus dem allerdings nicht sehr kirchlich orientierten, aber doch protestantischen deutschen Bildungsbürgertum der gehobenen Klasse stammte. Mit 21 Jahren wurde er zum Dr. theol. promoviert, habilitierte sich drei Jahre danach (1930), lehrte in den USA und in Deutschland, meldete sich zu Fragen der Ökumene, zur Friedensfrage und zum Verhältnis von Kirche und Staat (nicht nur im Nationalsozialismus), nahm deutlich Stellung zur „Kirche vor der Judenfrage“, war Auslandspfarrer in London und leitete die „illegale Theologenausbildung“ (S. 304) in Finkenwalde. Am Ende seines Weges, auf dem sich grundlegende theologische Fragen und auch Antworten ergaben, geht Bonhoeffer in den politischen Widerstand. Es folgen Verhaftung, Gefängnis in Tegel und das Todesurteil, das am 9. April 1945 in Flossenburg vollstreckt wurde. – Christiane Tietze hat die dünnen Daten mit Leben und theologischem Inhalt gefüllt. Es entsteht ein Bild mit klaren Konturen, so gut das eben geht auf dem knappen zur Verfügung stehenden Raum. Zu einer ersten Information ist dies Lebensbild gut geeignet, reizt aber auch zur Weiterarbeit. Die Anmerkungen geben reichlich Hinweise.

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass die meisten Beiträge in den Anmerkungen mit Literaturangaben oder gesondert so ausgestattet sind, dass ein vertiefendes Studium ohne weiteres möglich ist. Es wäre sinnvoll gewesen, Hinweise zur biographischen Literatur oder auch ihr Fehlen sofort nachzuweisen. – Die Paperbackbände haben ein ansprechendes Cover, auf dem kleine Porträtfotos der in dem jeweiligen Band besprochenen Protagonisten angeordnet sind. (Wohl zufällig – oder aus reproduktionstechnischen Gründen? – erscheint Johannes Hymmen auf dem Deckblatt in der vorletzten Reihe rechts mit einem Foto aus wesentlich jüngeren Jahren, vgl. S. 150). Wer sich der Mühe unterzieht, die Zusammenstellung dieser Bilder zum Beispiel bei unserem 4. Band zu betrachten, kann dabei bemerkenswerte und sprechende Zuordnungen oder Vereinzelungen beobachten. Dank gebührt den Herausgebern, Verfassern und der edition chrismon mit Dr. Annette Weidhas für das Erscheinen dieser eine wirkliche Lücke füllenden Reihe.

Christof Windhorst

Ulrich Rottschäfer (Hg.), „Wir denken an Euch“ Feldpostbriefe eines ravenbergischen „Heimtpastors“ im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Band 37), Luther-Verlag, Bielefeld 2011, 296 S., kart.

Jahrzehntelang waren Feldpostbriefe vorrangig ein begehrtes Objekt von Philatelisten. Der Sammlerblick blieb auf Umschlag und Briefmarke haften, der Inhalt dieser Ego-Dokumente interessierte kaum jemanden, sieht man einmal von einem engen Kreis von Volkskundlern und Schriftstellern ab. Seit dem Ende der 1970er Jahre sind diese Überlieferungen aber mehr und mehr in den Fokus der Geschichts- und Kulturwissenschaften gerückt. Ihrer historischen Bedeutung wurde mit einem beim Museum für Kommunikation in Berlin angesiedelten Feldpostarchiv, das vorrangig Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg sachgemäß und professionell aufbewahrt und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich macht, vor einigen Jahren Rechnung getragen (www.feldpost-archiv.de).

Feldpostbriefe ersetzen manchmal jahrelang die Kommunikation zwischen den Soldaten an der Front und ihren Familien, halfen mit, die verloren gegangenen Alltagsgespräche über zeitliche und geographische Distanzen weiter zu pflegen, Beziehungen aufrecht zu erhalten, emotionale und ideelle Nähe zu schaffen. So beinhalten Kriegsbriefe nicht nur detaillierte Schilderungen vom Kämpfen und Töten, Erobern und Rauben, sondern auch viel Alltägliches und häufig sehr viel Persönliches und Intimes – bestanden doch viele Ehen und Liebesbeziehungen jahrelang nur auf dem (Brief-)Papier. Daher ist ihre herausragende Bedeutung für die Rekonstruktion des Kriegsalltags des „kleinen Mannes“ (Wolfram Wette) unumstritten. (Briefe sogenannter „großer Männer“ waren seit jeher ein beliebter Forschungsgegenstand, auch wenn diese zumeist mit Blick auf spätere Generationen verfasst wurden und an sie daher ganz andere Fragen gerichtet werden müssen.)

Die Feldpostbriefforschung hat sich in den letzten Jahren ausdifferenziert, nicht zuletzt weil sich der Blick auf die Vergangenheit verändert und erweitert hat, sich andere Fragestellungen entwickelt haben. So bestimmt heute